Eine 17jährige Massenmörderin.

In dem Orte Charin bei Saint-Prieig wurden seit längerer Zeit furchtbare Gewaltthätigkeiten an Kindern verübt, ohne daß man den Täter zu ermitteln vermochte, sodaß eine wahre Panik in dem Dorfe herrschte. Ein kleines Mädchen war durch eine Axthacke, die ihm in den Hals gestoßen worden war, erwürgt worden, mehrere kleine Kinder fand man in Brunnen gestürzt, tot oder schwer verwundet usw. Jetzt endlich ist es gelungen, den Urheber, oder vielmehr die Urheberin dieser Verbrechen zu entdecken. Es ist das ein 17jähriges Mädchen, Namens Jeanne Bonnaud. Sie soll bereits eingestanden, zwei Kinder, die noch rechtzeitig gerettet werden konnten, in den Brunnen geworfen, ein kleines Mädchen erwürgt und ihr Schwesterchen vergiftet zu haben, indem sie dem Kinde Petroleum in den Mund goß. Mehrere andere Schandtaten, die in dem Orte an Kindern begangen wurden, leugnet sie noch ab. Das verbrecherische Geschöpf suchte, nachdem es in dem Verhörlokal untergebracht worden war, zu entfliehen, wurde aber eingefangen und nach dem Gefängnis den Saint-Prieig überführt, um der Wut der Bevölkerung entzogen zu werden.

Der Automobilist als Sammler.

Auch die Automobilisten sind unter die Sammler gegangen. So zeigt ein französischer Automobilist voll Stolz zwei Glasflaschen an der Wand seines Automobil. schuppens. In dem einen hängen Zollplomben, die an den fremden Landesgrenzen gesammelt worden sind. Diese Plomben beweisen, daß man sehr weit herumgekommen ist. Als Gegenstück dazu befindet sich in dem anderen Kasten eine Sammlung von Nägeln und Stacheln aller Art, die auf dem Wege von den Pneumatics aufgelesen und triumphierend heimgebracht worden sind.

Unterbt.

Zwei nach Paris gereiste Elsässer, Mathias und Ludwig Schneider, haben sich, nachdem sie drei Tage nichts gegessen, an die Polizei gewandt, welche nun für ihre Heimreise sorgen will. Die beiden Brüder waren aus Lungen gekommen, um die Erbschaft ihres jenseitigen Onkels Schmitt, der in Garenne-Colombes (b. Paris) gestorben, in Empfang zu nehmen. Sie hatten zu Hause alles zu Geld gemacht, um die Reise, neue Kleider und sonstiges zu bestreiten, hatten auch die Kosten der Bestattung bezahlt. Aber nun stellte sich heraus, daß der Goldonkel, auf den sie so lange gehofft, sein ganzes beträchtliches Vermögen seiner alten Magd Dorothea vermacht hatte. Statt zu erben, haben sie nun ihre kleine Habe zugesetzt und kehren als völlige Bettler zurück.

Aus deutschen Witzblättern.

Neuestes aus den Fliegenden Blättern.

Ein Wunder. „Was, Ihren Schneider haben Sie beerbt?" — „Ganz richtig! Der hat mich jede Woche ein paarmal wegen der Rechnung besucht — da hat sich mit der Zeit so ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns beiden entwickelt, und als er unlängst erkrankte, hat er mich halt als seinen Universalerben ins Testament gesetzt!"

*

Boshafte Auslegung. „Mein herzlichstes Beileid, Baron — Ihr Bruder soll ja in den Bergen verunglückt sein?!" — „Gewiß, Gnädigste — morgen ist die Hochzeit!"

*

Er kennt sie. „Was ist das für ein Mensch — der neue Sekretär?" — „Hm, heute und gestern hat er so viel gearbeitet, wie wir drei Kollegen zusammen!" — „Also auch so ein Faulenzer!"

*

Alles umsonst. „Aber Sepp, müßt Ihr denn alleweil im Wirtshaus sitzen?! Bißt Ihr denn nicht, daß man nur dann trinken soll, wenn man Durst hat!?" — „O je, Herr Landrat — da saufet i' ja no' viel mehr!"

*

In der Verlegenheit. Hausfrau (die einen berühmten Nordpolfahrer zu Besuch hat, als das Gespräch stockt): „Wollen Sie sich vielleicht 'mal unsern Eisschrank ansehen, Herr Professor?"

Jaso. Sommerfrischlerin (entsetzt einer Rauferei zusehend): „Aber was soll denn das heißen? Der Wachmann hetzt ja die Leute noch aufeinander, statt daß er sie trennt!" — Bauer: „Ja wissen S', die Rauferei is vom Fremdenverkehrsverein veranstalt't!"

*

Kleiner Irrtum. Parvenusgattin (die mit ihrem Manne eine Fahrt zum Niederwald macht und, lange sinnend, auf den deutschen Strom niederblickt): „Bleib D', Alois, breit is er ja — aber ich hätt' glaubt, er wär' länger!"

*

Vorsichtig. „. . . Wie, Herr Bankier, Sie haben gestern plötzlich Ihren Kassierer entlassen?" — „Nu hat er doch vorgestern gesungen in dem Wohltätigkeitskonzert vor alle Leut': „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügel hätt" . . ."

*

Immer nobel. Verschuldeter Baron: „Jetzt müssen wir unser letztes Silberzeug auch noch versetzen!" — Baronin: „Aber um Gotteswillen die Tablette nicht, auf der uns Johann die Briefe überreicht!"

*

Verschnappt. Richter: „. . . Der Angeklagte wollte Sie also mit einer ledernen Brieftasche bestechen; ist auch Geld darin gewesen?" — Zeuge: „Nein . . . kein Pfennig!"

*

Leichen. „Sie, Herr Kammerdiener, jetzt weiß i' net, g'hört der Korb Weißwein zu Ihnen oder der Sekt?" — „Welcher Korb is denn 'zahlt?" — „'zahlt is keiner!" — „Dann g'hören s' beide uns!"

*

Höflich. Der Herr Professor überrascht nachts beim Nachhausekommen einen Dieb, der eben in seine Wohnung einbrechen will: „Sie wollen wohl bei mir einbrechen?" — „Nein . . . beim Herrn Rat!" — „Ah, da müssen Sie sich um eine Treppe höher bemühen!"

*

Ein geplagter Mann. „No, Frau Beisel, wie gehts Ihr'm Ma' in der Sommerfrisch'?" — „Er muß halt immer laufe', daß er esse' ka', und esse', daß er trinke ka', und trinke', daß er schlafe' ka' — und so hat er an' nix Guts, der Ma'!"

*

Widerlegt. „Glauben Sie auch, daß 13 eine Unglückszahl ist?" — „Nein. . . Sehen Sie, meine Frau brachte mir z. B. als Mitgift 13 Häuser zu, und ich muß sagen — ich fühle mich ganz glücklich dabei!"

*

Unsere Dienstboten. Frau: „Was, Sie tragen meine Toiletten?" — Köchin: „Aber gnädige Frau befohlen doch, die Kleider müßten hie und da an die Luft!"

*

Probatum est. „. . . Sagen Sie 'mal, Frau Geheimrat, warum geben Sie es denn gar so nobel und lassen jedesmal bei Ihrem Kränzchen Eisschokolade servieren?" — „Ach, das ist ein vorzügliches Mittel, daß nicht so furchtbar geklatscht wird — da müssen die Damen immer an den Strohröhrchen saugen!"

*

Im Sommer 1904. „Jenzl, zahl'n! Zehn Glas Bier!" — „Herrgott, können Sie viel Bier trinken!" — „Ja, was trinken denn nachher Sie bei der Hitz'?" — „Ich trinke nur Tee!" — „Da san S' aber schon dumm: der Tee — der vertreibt ja an' Durscht!"

*

Den Emanzipierten.

„Silber ist der Mann!" so hieß es
Dermaleinst, wie allbekannt;
Unsre Weiblein hätten dieses
Jetzt auf sich gern angewandt.

„Frauenrechte! Frauenrechte!"
Tönt's aus ihren bunten Reih'n;
Jede möchte frei und möchte
Eig'nen Glückes Schmiedin sein;

Möchte Haus, Herd, Heimat fliehen,
Wo ihr ward so eng, so bang,
Möchte fürder nicht mehr ziehen
Am verhaßten Ehestrang.

Nehmt in acht euch, Lies und Sophi,
Ihr vom zärtlichen Geschlecht,
Und verwerft nicht den Pantoffel,
Euer ält'stes, schönstes Recht!

*

Leitbild.

Immer schlimmer wird es auf Erden,
Surrogate jetzt auch gefälscht schon werden
Es ist ein Jammer, die Welt ist schlecht —
Sogar das Falsche ist nicht mehr echt!

*

Der Duftmaler.

Maler Schlaukopf hat kreirt
Neu'ste Modephase:
Hat die Bilder parfümiert,
Lockt, statt Aug' die Nase.

Vor dem Bild „Violenstrauß"
Steh'n entzückt die Leute —
Stimmungszauber — Nasenschmaus
Künstlertrick von heute!

*

Unterm Pantoffel. „Aber, Alois, Du hast doch 21 Mal in der Sommerfrische Kaffee getrunken und bringst jetzt nur 20 Stückchen Zucker mit heim! — Wie kommt das?"

*

Splitter.

Laß uns ein Mensch unsympathisch ist, liegt ebenso oft an uns wie an ihm.

*

Am schwersten kann der Mensch Geheimnisse und Gedichte für sich behalten.

*

Hier dich Geradheit, mußt du dich
Vor Vorsicht stets bequemen;
Denn mancher pflegt ganz fürchterlich
Die Tugend krumm zu nehmen.

*

Die Sucht nach Neuem führt immer wieder zum Alten zurück.

*

Die Entschuldigung.

In Indien bei Benares —
Vor ein'gen Wochen war es,
Daß zwischen einem Elefant
Und einem Nashorn Streit entstand,
Weil jener diesem leider g'rad',
Auf seinen Fuß getreten hat.
Daß dies dem Nashorn peinlich war
Ist ohne weit'res jedem klar.
Entschuldigt hat sich dann der Treter
Dies wohl in solchem Fall nie jeder.
Dies hat dem Nashorn Mut gemacht
Und nun erst seine Wut entfacht.
Es brach ein Donnerwetter los
Von seiten des Rhinozeros,
Daß jetzt der arme Elefant
Kaum Worte der Entgegnung fand.
Das Nashorn kanzelte ihn ab,
Bis schließlich Fersengeld er gab.

Gedrückt hätt's Nashorn sich, ich wette,
Wenn der sich nicht entschuldigt hätte!

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.

Jean Pyra's Handelslehranstalt, Bochum, Friedrichstasse 36.

Perfekte Ausbildung von Damen und Herren für kaufmännische Praxis.

Auf Wunsch Separat-Unterricht.

Aussergewöhnliche Erfolge. Feinste Referenzen. Prospekte gratis • Meine Unterrichtsmethode hat die vollste Anerkennung aller Stände gefunden.



Vorbereitungskurse für Bergschüler.

Anmeldungen werden täglich entgegengenommen.



Nr. 220. 24. Septbr. 1904.

Mit Feuer und Schwert.

Roman aus dem großen Bauernkriege

von Felix Nabor.

Nachdruck verboten.

„Ich komm," sagte Jäcklein. „Aber nicht erst zum Frühjahr, so lang' halt ich's nit aus ohne Dich, Judith! Sondern noch eh' Weihnacht vor der Tür steht, bin ich wieder da. Und bitt' Dich, halt nur die Tür offen, daß ich aus und ein kann, als wie im eignen Haus. Sonst wär' i' verloren."

Eine Falte legte sich zwischen Judiths schöngeschwungenen Brauen. „Meinethalben," sagte sie, „einmal magst kommen, aber nicht öfter. Es ist zu gefährlich, solange die Herren noch Meister sind im Land. Und wenn Du Botschaft hast, so schicke sie mir durch Klaus Uhl, der ist ein treuer Mann." Nach festem Händedruck ging er, und Judith blieb wieder allein. Sie lauschte in die Nacht hinaus und schloß beruhigt das Fenster. Es war ganz stille und keine Gefahr. Und der Jäcklein, der war klug und ließ sich nicht fangen.

Zwei Stunden später färbte sich mitten in der Nacht der Himmel blutig-rot und die Flammen schlugen zum Himmel und züngelten wild um Haus und Hof und leckten mit gierigen Zungen am Strohdach und dem Gebälk des Hauses, das auf einsamer Höhe stand: auf dem Rappenhof blähte der rote Hahn seine feurigen Flügel. Als die Leute aus dem Dorf kamen, um zu helfen, war der Hof fast niedergebrannt und nichts mehr zu retten, nicht einmal das Vieh. Der Weiger war über Nacht, während er Totenwache bei einem Bruder hielt, ein armer, geschlagener Mann geworden.

Als er am Morgen in den Hof trat, in dem die herabstürzenden Balken schwelten und glasteten wußte er, wer ihm das angetan hatte: über der Hofwehr baumelte auf hoher Stange ein Bundschuh! Das sagte ihm alles. Man hielt ihn für einen Verräter und hatte sich an ihm furchtbar gerächt. Da brach der starke Mann weinend zusammen und rang die Hände. Und indem brachten ihm die Leute sein Kind, die Angla. Die war so blaß wie eine Leiche und zitterte an allen Gliedern. Sie war aus dem brennenden Hause gelaufen und hatte sich vor lauter Furcht in den Büschen am Waldsaum verkrochen. Dort hatten die Leute das Mägdlein gefunden und brachten es nun ihrem Vater.

Als er sie in seinen Armen hielt, als er das Zittern ihres Körpers fühlte, übermannte ihn die Liebe zu seinem Kinde und die Lust zu leben flammte in ihm empor. „Es ist noch nicht alles verloren," sagte er, „ich habe ja mein Kind noch. Für meine süße Angla will ich aufs neue schaffen und sorgen, sie hat ja sonst niemand als mich."

Darauf trug er sie auf seinen Armen hinab zu Judiths Haus und klopfte an die Türe. Als Judith öffnete, schrack sie beim Anblick des Mädchens, das wie tot in des Weigers Armen lag, zusammen. Die Blicke beider trafen sich. „Judith," sagte der Bauer, „sie haben mir das Haus über'm Kopf angezündet, weil sie mich für einen Verräter hielten. Und doch bin ichs nicht, das weiß Dir! Ich bitt' Dich, nimm mein Mägdlein zu Dir, bis daß ich ein Obdach für sie habe. Bei Dir ist sie sicher, Du hast sie aus der Taufe gehoben; und von Dir fordere ich sie wieder zurück, Judith. Wenn meiner Angla ein Leid geschähe, dann glaub' ich, könnt' ich zum Mörder werden, wie es Jäcklein geworden ist."

Damit legte er Angla, die kein Lebenszeichen gab, in Judiths Armee, drückte einen Kuß auf die engelreine Stirne seines Kindes und ging schleppenden Ganges, ein todmüder Mann, den Berg hinauf.

Judith trug die Ohnmächtige in ihre Kammer, legte sie auf ihr eigenes Bett und flößte ihr ein Tränklein ein, das sie bald wieder zu Kräften bringen würde.

Während sie das Mägdlein betrachtete, wurden ihre finsteren Züge milder. Und indem sie ihr mit der Hand über das seidenweiche Flachshaar fuhr, flüsterte sie: „Wenn ich auch alles hasse, was frei und ein Herr ist: Dich hasse ich nicht, Angla! Dich lieb' ich, als ob Du mein eigen wärest, und bei mir bist Du sicher." Und indem sie leise schluchzte, setzte sie sich neben das Bett, in dem Angla lag, streichelte ihre Hände, wie eine Mutetr ihrem Kinde tut und sagte: „Etwas in der Welt muß der Mensch haben, das er so recht von Herzen liebt. Die Rache ist wie ein Dorngestrüpp, das uns das Herz blutig reißt. Sie wird zu Unrecht und Qual, wenn wir ihr folgen. Darum muß wenigstens ein Tröpfchen Liebe in diesen Giftbecher geträufelt werden, das den Trank versüßt. O Judith, Judith, wie weit bist Du gekommen. Ach, wärest Du noch ein Kind und rein und keusch wie dieser Engel."

Sie schlug die Hände vor's Gesicht und ließ ihren Tränen freien Lauf. — — —

9. Kapitel.

Nach einer trüben, regnerischen Woche hatte sich der Himmel wieder geklärt und strahlte in reinstem Blau; der Herbst schien noch einmal all' seinen herben Zauber über das Land ausgießen zu wollen. Der Sonnenschein lag warm und glänzend über Berg und Tal, von den Bäumen fielen die Blätter gleich goldenen Flocken und zarte Silberschleier schlangen sich um's Geäst oder flatterten, weißen Wimpeln gleich, lustig im Winde. Unten im Tale tanzten rote und goldene Lichter, so oft ein Sonnenstrahl den schwankenden Spiegel traf.

In der weinumrankten Laube, dicht an dem Hause Judiths, saß Angla in weißem Gewande, fast ganz zwischen den Rebblättern verschwindend, die in der Sonne wie große blutrote Rubinen funkelten, und strählte sich mit dem schwarzen Hornkamm das flackernde Flachshaar, das ihr weich und fein wie Seide durch die schlanken Finger glitt.

Auf ihrem zarten feinen Gesicht lag leise Röte, wie auf den Engelsgesichtern eines Fra Angelika, und die tiefblauen Augen glänzten in sanftem Schimmer und blickten traumhaft ins Weite.

Während ihr die langen Flechten wie ein feiner Silberstrom durch die Finger glitten, sang sie mit weicher, süßer Stimme:

„Ein Mägdlein sitzt im Mondenschein
Kämmt sich ihr güldn' Haar,
Und heiße Tränen flossen drein,
Weil tot lieb Mütterlein war.

In stiller Nacht der Eulen Schrei
Dringt schaurig an ihr Ohr,
Und drunten tanzt die weiße Fei,
Wohl über Wies' und Meer.

O Mutter, liebe Mutter mein,
Mir ist das Herz so schwer,
Ich fürchte mich! — Doch sieh', was fliegt
Vom Himmel hoch daher?

Ein gold'ner Stern vom Himmel fällt
Ihr auf die weiße Hand;
Das ist ein Gruß vom Mütterlein
Aus einem bessern Land — —"

„Angla, was singst Du für traurige Lieder," unterbrach sie Judith, die mit bleichem Gesicht zu ihr in die Laube trat. „Immer vom Tod und immer von Tränen. Das ist nichts für ein so jung-fein Mägdlein. Mußt lustig sein."

„Ich kann aber nicht," sagte Angla und kämpfte mit den hervorbrechenden Tränen.

„In die Sonne mußt schauen, Mägdlein, daß sie Deine Tränen trocknet."

„Sie ist so rot die Sonne," sagte Angla, so rot wie Blut und wie brennend Feuer. Sie tut meinen Augen weh. Weißt Du, was ich möchte?"

„Nein, Kind! Was?"

„Ein Englein sein! Und hinaufliegen zur Sonne. Da muß es wohl sein fein."

„Das geht aber nicht! Was tätest Du drüben?"

„Mir fein die Welt beschauen. Und sehen, wo ein junger Ritter rettet," setzte sie ganz leise hinzu. — „Du, Judith", sagte sie laut, „wie heißt doch das Lied vom Reiter und dem roten Fräulein? Sag' es mir doch gleich, daß ich wieder fröhlich werde."

Und Judith stellte sich dicht neben sie, daß es aussah, als habe sich die finstere Nacht zu dem lichten Morgen gesellt, fuhr ihr über's Haar und sang ihr mit tiefer Stimme ins Ohr:

Ein Reiter fährt durchs grüne Tal,
Juchhei, im schönen Maien,
Auf weißem Roß, im bunten Kleid,
Und will ein Mägdlein freien.
Ein Mägdlein fein mit lichtem Haar
Und himmelblauen Augen.
Heidi: wo ich sie finden kann,
Die meinem Sinn mag taugen?
Vom hohen Schloß, im Abendschein
Lockt Lust und süße Minne,
Winkt Fräulein Rothaars Schleier ihm
Von hoher, stolzer Zinne.
O Maidlein, laß Dein Locken sein,
Feu'rrot sind Deine Haare,
Und falsch Dein Herz und bös Dein Aug',
Sieh, daß ich weiter fahre!" — —

Da tönten schwere Schritte auf der Diele und der Geiger vom Rappenhof rief den beiden kurzen Gruß u. Als Angla seiner ansichtig wurde, lief sie ihm entgegen und warf sich ihm an die Brust. „Vater, bist Du endlich kommen?" fragte sie und streichelte ihm die bärtigen Wangen. „Und ganz blaß bist Du, was ist denn nur?"

„Ich werd' wohl blaß sein, Maidelein, wenn ich Haus und Hof und dazu meinen Bruder verloren habe, das geht ans Mark, Kindlein. Aber muß nicht weinen, Englein, ich trag's schon allein! Sollst immer lachen und lustig sein, das seh' ich gern an Dir. Komm, geh' wieder in die Sonn', und laß sie Dir ins Herz hineinschauen. Ich hab' mit Judith zu reden."

Angla nickte und lächelte. „Ja, ich will in die Sonne, die macht so viel warm! Und so froh, und ist gar nicht mehr so rot wie Blut, seit Vater bei mir ist. Ganz hell ist sie wie lauter Gold. Und wenn ich sie so seh', da muß ich immer lachen."

„Thu' das Kindlein, tu's! Zum Weinen hast Du immer noch Zeit, das kommt bälder, als einem lieb ist."

Angla trat wieder auf die Laube hinaus, ihre feine, schlanke Gestalt erschien im Sonnenlicht wie von einem goldenen Mantel umhüllt, und sie sang mit leiser süßer Stimme:

Ein Reiter fährt durchs grüne Tal,
Juchhei, im schönen Maien,
Auf weißem Roß, im bunten Kleid,
Und will ein Mägdlein freien . . ."

Weiter kannte sie nichts von dem Lied und so sang sie immer und immer wieder die gleiche Strophe. Bald klang es wie heller Frohsinn und dann wieder wie leise Schwermut. Und während sie sang, ging es wie ein süßes Träumen über ihr zartes Kindergesicht und in den klaren Augen lachte es wie junges Glück zur Morgenzeit. Sie sah die Welt voll Sonnenschein, goldene Funken in den Lüften, blitzende Wellen im Tal, goldgekrönte Mauern, Zinnen und Türme über dem Neckar drüben — und tief drunten, dem Neckar entlang, zog ein junger schmucker Reiter, „auf weißem Roß in buntem Kleid — und will ein Mägdlein freien".

Der Bauer vom Rappenhof sah mit zärtlichem Blick auf sein junges Kind und sagte, wie zu sich selber: „Was sie nur hat, das Mägdelein? So traumhaft schaut sie drein! Und so süß ist ihr ganzes Wesen! Wie ein Englein halt tut sie aussehauen, wie ein Englein. Das lieb Kind!"

Judith zog den Bauern mit sich fort, in die Stube. „Mußt sie gewähren lassen, Weiger. Die sinnige Zeit ist für sie gekommen, für die Angla. Bald ein lustig Liedlein bald Träume und mäuschenstill. Und voller Unrast! Bald draußen im Garten, wenn die Vöglein zwitschern, und bald in der Kammer, am kleinen Fenster, 's ist nicht zu sagen, wie es in so einer frischen Mädchenknospe wundersam sich regt. Wie sie sich neigt und wiegt, bald hin, bald her, wie so ein junges Herzlein um und um sucht, bis es ein wenig Sonne findet, die ihm hineinscheint. So süß ist diese Zeit, so süß . . ."

Der Freibauer sah Judith groß an. „Man sollt' nicht meinen, daß Du so lieb reden kannst," sagte er. „Bist allweil so finster und grindig und schau'st die meiste Zeit aus, wie 'ne Wetterwolke im Sommer. Daß man sich fast fürchten könnt vor Dir, Judith."

„Frag nicht Bauer," gab Judith zurück, „es muß wohl so sein! Allen Leut' freilich hab' ich mein freundlich Gsicht noch nicht zeigt, die meisten kennen bloß mein böses Geschau, und 's ist recht so. Es trägt manch' einer ein Kreuz auf'm Rücken und keiner weiß es. Vielleicht ist's auch bei mir so, Bauer."

„Wohl, wohl, Judith! Wie Du noch ein Maidelein warst, wie meine Angla, da hast freilich anders ausg'schaut als jetzt. Wie Milch und Blut, und immer ein Lachen auf den kirschroten Lippen. O, mein, die Zeit, die Zeit —"

„Ja, damals, damals . . . da war mir die Welt voller Glück und Sonnenschein. Just wie jetzt Deinem Maidelein! Aber nachher, Bauer, nachher . . . sieh, da hab' ich in einer eing'gen Nacht 's Lachen verlernt für alle Zeit. Weißt, was mir 's Herz im Leib umdreht — und seither, da brennt es wie ein höllisch Feuer in mir drinnen. Erwürgen könnt' ich alles, was herrisch ist, und ich will mit ruh'n, als das daß die Edelleut' mit ihrem Blut bezahlt haben, was sie mir angetan haben . . . Heißer kann wohl kein Feuer brennen, als wie mein Haß . . ."

„Und warum, Judith, warum?"

„Warum?" erwiderte Judith finster. „Das ist eine traurige Geschichte. Wie ich ein Mägdlein war, wie die Angla, da kam einmal der Helfensteiner, zu jagen im Bannwald. Ein ganzer Troß von Edlen war bei ihm und auch das kleine Gräflein war dabei, der Helferich, der jetzt zu Weinsberg sitzt als Obervogt. Der war sieben, acht Jahre alt, ein kleiner schmucker Kerl, und spannte schon die Armbrust. Meine Mutter und ich suchten Wurzeln und Kräuter am Waldsaum. Und wie sie anritten, die Herrenleut', da schrien sie aus vollem Hals: „Die Hexe! Die Hexe! Sie hat wieder den ganzen Wald ausgestohlen, um giftige Tränke in ihrem Hexenkessel zu brauen," und waren hinter uns her. Und der alte Graf, der schrie: „Leg' die Armbrust an, Helferich, und nimm die Schwarze aufs Korn." — Der kleine Bub' tat's und der Bolzen schwirrt heran und traf mich in den Arm und ging durch und durch. Da lachte der Alte und kam auf mich zu. „Dirn', sagte er, „der Bub' trifft gut. Das wird einmal ein Mann." Ich aber, wie ich das rote Blut rinnen sah, schrie auf und lief auf den kleinen Grafen zu und schlug ihn ins Gesicht vor lauter Zorn und dann fielen sie über uns her und hetzten die Hunde auf uns. Wie wir so dahinliefen, die Hunde hinter uns her, fiel meine Mutter und kollerte den Berg hinab und die Hunde stürzten sich auf sie wie auf ein Stück Wild. Die Edelherren aber ritten hinterdrein und lachten aus vollem Halse, gleich als wär' das eine lustige Jagd . . . Am andern Tage zur Mittagszeit wurde ich zu Heilbronn auf der auf hoher Stange über meinem Hoftor baumelte. Und dann — dies Messer!" Er zog aus seinem breiten Ledergurt ein Messer und hielt es Judith unter die Augen. „Kennst Du es? Und kennst Du die Marke auf der Klinge?"

Judith blickte genauer hin. „Mein Gott," schrie auf, „das ist —"

„Das ist Jäcklein Rohrbachs Hausmarke: zwei Eicheln übereinander. Und das Messer stak im Schaft der Stange, darauf der Bundschuh hing. Er — und kein anderer hat mir das Haus angezündet und mich fast zum Bettler gemacht."

Judith schwieg und starrte schreckensbleich auf das Messer.

„Und darum, Judith, vermag ich dem Hause nicht mehr zu trauen, in dem Jäcklein ein- und ausgeht. Mein Kind ist mir nicht sicher unter Deinem Dache, und ich nehme es in dieser Stunde noch hinweg."

Judith stieß einen Schrei aus und faßte seinen Arm. „Tu' es nicht, tu' es nicht! Nimm mir nicht das einzige, was ich auf der Welt habe, sonst bin ich ganz verloren. Ich schwör' es Dir, beim Haupt meiner Mutter: Dem Kinde soll kein Haar gekrümmt werden. Eher lasse ich selber mein Leben."

Der Bauer schüttelte grimmig das Haupt. „Eurem Schwören trau' ich nicht mehr. Ich kenn' Euch jetzt und Eure finstern Pläne. Mein Kind wenigstens soll davon unberührt bleiben. Laß' mich Judith, hindere mich nicht —"

Er ging in die Laube, wo Angla noch träumte, und summte, nahm sie mit sanfter Gewalt in die Arme und führte sie fort.

„Und wohin bringst Du sie?" fragte Judith leichenblaß.

„Ins Kloster, zu den frommen Nonnen von Lichtenstern."

„Ins Kloster? Zu unseren Feinden?" schrie Judith und brach mit gellendem Schrei zusammen.

Fortsetzung folgt.

Mit dem preußischen Wohnungs-Gesetz-Entwurf,

der schon seit langer Zeit als ein dringendes Bedürfnis empfunden und endlich Anfang August publiziert worden ist, beschäftigt sich in der Zeitschrift für Wohnungswesen (Nr. 21 und 22) der auf dem Gebiete der Wohnungsfrage als Autorität bekannte Direktor Dr. Brandts-Düsseldorf. Gleich anfangs betont er, was der Entwurf biete, sei nicht viel, und der stolze Name eines „Gesetzes betreffend die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse" verdiene dieses Wenige nicht. Gleichwohl habe es keinen Zweck, nun gleich den ganzen Entwurf abzulehnen. Das Bessere ist der Feind des Guten, und man sollte zunächst die Kleinigkeit nehmen welche der Entwurf biete, und das Anfechtbare, welches derselbe enthalte, abmildern. Es sei ein großer Fortschritt, daß überhaupt einmal ein Wohnungsgesetz vorgelegt worden sei, und es sei zu hoffen, daß etwas daraus zustande komme. Wo ständen wir heute in der Arbeiterschutzgesetzgebung, in der Gewerbeordnung, in der Arbeiterversicherungsgesetzgebung, wenn nicht Schritt für Schritt ein Punkt nach dem anderen geregelt worden wäre? Die Hauptsache sei, daß einmal ein Anfang gemacht worde, wenn er auch „kümmerlich" sei.

Brandts betont weiter, neben einem Wohnungsgesetz müsse auch die lokale Selbstverwaltung ergänzend und erweiternd eintreten. Die Gemeinde „muß durch das Gesetz genötigt werden, von ihrer Autonomie bezüglich bestimmter Dinge auch wirklich Gebrauch zu machen. Der fakultative Zwang durch die Aufsichtsbehörden genügt nicht, und diese nötigen; auch ist die Unterstellung unter klare, bestimmte Anforderungen des Gesetzes für die Gemeinde doch vorteilhafter als Unterstellung unter die Willkür der Aufsichtsbehörden." Brandts bespricht dann die einzelnen Bestimmungen des Entwurfes, von denen besonders die für die weite Oeffentlichkeit wichtigsten über Wohnungsordnung und Wohnungsamt interessieren. Nach seiner Meinung wäre es zweckmäßiger, im Gesetze selbst über die Mindestansprüche an die Wohnungen nur allgemeine Regeln aufzustellen und nur die Punkte anzugeben, über welche die Lokalbehörde Bestimmungen erlassen muß. Die gesetzliche Feststellung von bestimmten Maßen und Zahlen könne nicht für ganz Preußen einheitlich erfolgen. Wenn der Entwurf darauf hinweise, daß ja die Gemeinde über die Mindestforderungen hinausgehende Anforderungen anordnen könne, so sei er schlecht in der Volkssele: Was das Gesetz sage, dabei werde es bleiben. Ferner sei die Einschränkung des obligatorischen Erlasses von Polizeiverordnungen auf Gemeinden über 10 000 Einwohner durch nichts gerechtfertigt. Sie seien für alle Gemeinden erforderlich. Das Gesetz solle nur folgende Bestimmungen enthalten:

„Die Ortspolizeibehörde muß Bestimmungen treffen über die Punkte, die der Gesetzentwurf angibt. Diese Bestimmungen bedürfen der Genehmigung der vorgesetzten Behörde. Für diejenige Ortspolizeibehörde, welche die Bestimmungen innerhalb der gesetzlich festgestellten Frist nicht schafft, erläßt sie die vorgesetzte Polizeibehörde. Die Ausführung der Wohnungsaufsicht ist Sache der Gemeindebehörde; diese hat über die Ausführung der Wohnungsaufsicht Bestimmungen zu treffen, welche der Genehmigung der Kommunalaufsichtsbehörde unterliegen. Jedes Jahr muß die Gemeindebehörde über die Ausführung der Bestimmungen berichten; den Kommunalaufsichtsbehörden werden die nötigen Beamten zur Kontrolle der Ausführung der Bestimmungen vom Staate zur Verfügung gestellt."

Die in dem Entwurfe des Wohnungsgesetzes vorgesehenen Bestimmungen über die Benutzung der Gebäude sollen nur Anwendung auf das Miethaus finden. Die Ausdehnung der Bestimmungen auch auf das Eigenhaus ist jedoch nach Brandts dringend geboten. „Denn oftmals liegen hier die Verhältnisse mindestens ebenso schlimm wie im Mietshause; es sei nur erinnert an die baufälligen und unhygienischen Eigenhäuser der ehemaligen befestigten Orte, die in den wenigsten Fällen den an die Wohnung zu stellenden Anforderungen genügen, ferner an manche eigene Kleinwohnung in den Industriebezirken und auf dem flachen Lande. Wollte der Gesetzgeber an der Schwelle dieser Eigenhäuser Halt machen, so würden die Bestimmungen zum großen Teile illusorisch werden."

Was ferner die obligatorische Errichtung eines Wohnungsamtes in Städten über 100 000 Einwohner angeht, so sollte man den Gemeinden Freiheit in der Organisation lassen, die Organisation aber der Genehmigung der Aufsichtsbehörde unterstellen. Das gedachte Wohnungsamt sei gut, indessen solle man den Zwang nicht auf Städte über 100 000 Einwohner beschränken. „In den Städten unter 100 000 Einwohnern treten die Mißstände oftmals viel schärfer auf als in Städten über 100 000 Einwohner. In den kleinen Orten sind die Wohnungen oftmals viel mangelhafter, besonders in den kleinen, alten Städten, die früher befestigte Orte waren; hier finden sich kleine, alte Gassen, schlechte Entwässerung, Häuser mit Lehmboden, mangelhaften Rauchfängen, schlechten Abortverhältnissen etc. Gerade hier ist eine Wohnungsaufsicht und ein besonderes Organ ganz unerläßlich, weil hier die alte Gewohnheit, Bedürfnislosigkeit, Mangel an Verständnis etc. die Schaffung gesunder Wohnungen am meisten hindern. Sehr zweckmäßig ist die Errichtung eines gemeinsamen Wohnungsamtes für kleinere benachbarte Orte. Solchen Wohnungsämtern könnten neben der Wohnungsaufsicht verschiedene andere wichtige sozialpolitische Aufgaben überwiesen werden, wie Wohnungsnachweis, Arbeitsnachweis etc. Auch wäre hier die beste Gelegenheit gegeben, die in den § 79 ff. des Invalidenversicherungsgesetzes vom 13. Juli 1899 vorgesehenen Rentenhäuser, die heute noch nirgendwo bestehen, einzuführen. Eine Kombination der bezeichneten Aufgaben würde die Errichtung eines solchen sozialpolitischen Amtes jetzt leicht möglich und seine Tätigkeit besonders ersprießlich machen."

Neben der lokalen Wohnungsaufsicht sieht der Entwurf eine Bezirkswohnungsaufsicht vor und bestimmt, daß den Regierungspräsidenten zur Ausführung der Aufsicht über die Tätigkeit der Gemeinde und Ortspolizeibehörde, „soweit sich dazu ein Bedürfnis ergibt", besondere Wohnungsaufsichtsbeamte beigegeben werden sollen. Hierzu bemerkt Brandts, daß die Bestimmung: „soweit ein Bedürfnis vorliegt.", nicht angebracht sei; das Bedürfnis für eine solche sei überall vorhanden. Ohn eine ständige und ausgedehnte Oberaufsicht sei der Entwurf nicht zweckentsprechend. Es müsse deshalb die Einschränkung „soweit ein Bedürfnis vorliegt", gestrichen werden. Ferner wäre gesetzlich festzulegen, wie die Ausbildung der Wohnungsbeamten, namentlich der höheren, sein solle. Das sei ein wichtiges Moment und müsse mit in das Gesetz hinein. Für die Lokalbeamten sei es bereits im Entwurfe vorgesehen. „Dem geeignete Personen sind die Hauptsache für die Durchführung."

Zum Schlusse spricht Dr. Brandts noch einige über den Entwurf hinausgehende Wünsche aus, und zwar zunächst nach einem Gesetz betreffend Umlegung städtischer Grundstücke, sodann nach einer Abänderung des Enteignungsgesetzes in zwei Punkten. Ferner müßten die öffentlichen Sparkassen höher beliehen können als 50 Prozent der Taxe, und endlich müßte das Aktiengesetz nach der Richtung geändert werden, daß die Aktienbaugesellschaften, welche den stempelgesetzlichen Gemeinnützigkeitsvorschriften Genüge leisteten, Aktien von 20 Mark ausgeben können. Der erst der vorliegenden Wünsche ist kürzlich auf der Generalversammlung des Rheinischen Vereins zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens ausführlich besprochen worden. Das hier gutoge geförderte Material sollte den obersten Regierungsbehörden zur Berücksichtigung vorgelegt werden.

Allerlei aus Nah und Fern.

Tägliche Erinnerungen.

24. September.

1705: Feldmarschall Daun geb., Wien. 1706: Friede zu Altranstädt. 1885: V. Bellini gest., Paris. 1885: W. v. Hertz, Dichter, geb., Stuttgart. 1859: J. Nengel, Cellist, geb. Leipzig.

25. September.

79: Ausbruch des Vesuvs. Pompeji und Herculanum werden verschüttet. 1849: Joh. Strauß gest., Wien. 1860: C. Zöllner, Komponist, gest., Leipzig. 1876: E. von Bandel, Bildhauer, gest., Leipzig.

Aus den Erinnerungen eines Hundertsiebzehnjährigen.

Ein Mann, der 117 Jahre alt ist, und viele epochemachenden Ereignisse der serbischen Geschichte als Augenzeuge miterlebt hat, lebt in Nisch, der zweitgrößten Stadt des Landes. Ein englischer Korrespondent hat ihn aufgesucht und schildert nun anschaulich, wie er ihn angetroffen hat.

Er fand ihn in einem kleinen Zimmer in lebhafter Unterhaltung mit mehreren Bauern; ein Glas Branntwein stand vor ihm auf dem Tisch. Als der alte Mann hörte, daß nach ihm gefragt wurde, stand er sofort auf, und frisch und kräftig wie ein junger Mensch begrüßte er die Ankömmlinge; dann rief er mit überraschend lauter Stimme: „Heda, Wirt, Stühle her, und etwas zu trinken für meine Gäste!" „Während der Wirt uns bediente," erzählte der Engländer weiter, „studierte ich den alten Mann und war über sein Aussehen erstaunt. Ich glaubte, ich würde einen rungeligen, hinfälligen alten Mann finden, und hatte einen kräftigen Mann vor mir, der etwa wie ein Achtzigjähriger aussah. „Väterchen" Zifitsch trug die gewöhnliche Bauerntracht und trotz der Hitze eine Pelzkappe und ein wollenes Trikot. Er hat dichtes weißes Haar und trägt auch einen schneeweißen Schnurrbart und kurzen Bart. Seine Zähne sind ausgezeichnet erhalten, er liest vorzüglich und weiß nichts von Brillen und Augengläsern. Sein einziges körperliches Gebrechen ist eine gewisse Schwerhörigkeit. Sein Gesicht ist blaß und eingesunken, die blauen Augen liegen tief in ihren Höhlen. Er geht etwas gebeugt und lehnt sich auf einen Stock, geht dabei aber leicht und versichert, daß er mehrmals täglich seine vierzehn Stufen in seinem Hause ohne Hülfe hinaufgehe. Seine kräftige, muntere Stimme überraschte, da sie laut und weithin hörbar ist. Zifitsch spricht gern und viel, und er singt auch, wenn man ihn darum bittet. Er liebt besonders Volkslieder und singt sie seinen Kindern und Enkeln vor. Täglich trinkt er etwa ¾ Liter Branntwein, ohne jedoch berauscht zu sein. In seiner Jugend soll er täglich etwa zwölf Liter Wein getrunken haben ohne schädliche Folgen. „Es heißt, der Magen könne 3 Liter Branntwein vertragen, der Kopf aber nur einen; aber mein Kopf hält auch 4 Liter aus," sagte der alte Mann, augenscheinlich stolz auf diese Leistung. Dagegen hat er nie Kaffee getrunken und niemals geraucht. Er schläft gut und viel, hält auch jeden Nachmittag von zwei bis vier Uhr ein Mittagsschläfchen; um acht Uhr abends ist er im Bett und schläft bis sieben Uhr morgens. Gleich nach dem Aufwachen trinkt er ein Glas Branntwein und trinkt in Zwischenräumen den ganzen Tag, bis er zu Bett geht." Das ist jedenfalls ein merkwürdiger Lebenswandel für einen Mann, der das gewöhnliche Lebensalter des Menschen so weit überschritten hat.

„Väterchen" Zifitsch hat in diesem langen Leben aber auch viel erlebt. Zifitsch ist in dem Dorfe Kamenitza, etwa eine Stunde von Nisch, geboren. Als Knabe ging er nach Belgrad und trat in den Dienst eines Türken, Alai Bey, der damals der reichste Mann in Serbien war. Im Jahre 1804 eilte er auf die Kunde, daß Karageorg, der Großvater des jetzt getrönten Peter I., einen Aufstand organisiert hatte, in das Hauptquartier der Insurgenten nach Kapovo und trat in ihre Reihen. Nach Karageorgs Flucht kehrte Zifitsch in sein Heimatsdorf zurück, und er wurde der Anführer einer Räuberbande von 60 Mann, die die Umgebung von Nisch unsicher machte. Von jener Zeit erzählte Zifitsch: „Es war am St. Andreastag. Wir hatten viele Zusammenstöße mit den Türken gehabt, und die Munition war uns ausgegangen. Meine Leute glaubten alle, es bliebe uns nur übrig, uns zu ergeben. Ich aber belud zwei Pferde mit Steinkohlen und ging als Kohlenhändler verkleidet nach Nisch. Der erste türkische Posten wollte mich verhaften, aber ein Dolchstoß endete sein Leben, und ich erreichte ohne weitere Störung die Stadt. Dort verschaffte ich mir Munition, ich entkam den Türken wieder und kehrte in meine Berge zurück . . . Insgesamt brach der Aufstand in Griechenland aus. In Gemeinschaft mit Spai Bey, dem Führer der Janitscharen, focht ich zahlreiche gegen die Griechen. Wir schlugen die Griechen auf der ganzen Linie, bis die Engländer kamen und die Türken aus dem Lande vertrieben." Auf die Frage, ob er Lord Byron kennen gelernt habe, erwiderte Zifitsch: „Ich blieb in Griechenland bis zum Einzug König Ottos und lernte mehrere Engländer kennen; aber ob Lord Byron, dessen Name ich nie gehört habe, sich unter ihnen befand, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur an einen jungen, lachgen Engländer, den die Griechen sehr liebten, und dessen Tod sie tief betrauerten." Dieser Engländer war zweifellos Lord Byron. Nach mehrjährigem Aufenthalt kehrte Zifitsch nach Kamenitza zurück, wo er wieder Anführer einer Räuberbande wurde. Als im Jahre 1876 der serbisch-türkische Krieg ausbrach, leistete der damals neunzigjährige Zifitsch sehr wertvolle Dienste, indem er dem Befehlshaber der serbischen Truppen, Ljun Mirkowitsch, Nachrichten zutrug. Nach dem Kriege ließ sich der alte Mann in Nisch nieder. „Ich habe genug, um anständig leben zu können, und habe nie in meinem Leben gearbeitet," erklärt er stolz. „Ich habe nie einen Pflug geführt oder ein anderes Gerät, und kann nur die Flinte und den Dolch handhaben; aber ich habe mit ihrer Hülfe genug verdient, um behaglich leben zu können." Zifitsch hat zweimal geheiratet und hatte vier Töchter. Er ist jetzt Urgroßvater. Auf die Frage, ob er noch Bergnügen am Leben finde, sagte er: „So lange ich Geld habe und trinken kann, will ich leben."

Deutsche Schneckenzucht für Pariser Feinschmecker.

Die Schneckenzucht hat innerhalb weniger Jahre in einigen süddeutschen Orten eine bedeutende Ausdehnung angenommen, daß die Handelskammer für den Kreis Konstanz Veranlassung nimmt, in ihrem Jahresbericht für das Jahr 1903 von diesem neuen Erwerbszweig zum ersten Male nähere Angaben zu machen. Der Absatz der Schnecken geht fast ausschließlich nach Paris. Die Schneckenzüchtereien im Bezirk der Handelskammer Konstanz befinden sich hauptsächlich in Gutenstein bei Meßkirch, in mehreren Orten des Randen, nämlich in Neuhaus, Nordhalden und Randendorf. Die Anzahl der in Gutenstein auf eingezäunten Wiesen und Gartenplätzen während des letzten Sommers gefütterten Schnecken betrug 2½ Millionen Stück. Annähernd die gleiche Anzahl haben die Züchter des Randen eingelegt. Von ihnen hatte einer allein 400 000 Stück. Zur Fütterung der Schnecken wird Kleie benutzt, von welcher mehrere hundert Doppelzentner bezogen werden müssen. Wenn die Schnecken eingedeckt sind, werden je von einem Großhändler angekauft. Sie werden dann in Fässern und Kübel gepackt und meistens waggonweise nach Paris gesandt. Infolge der gesteigerten Nachfrage sind die Auflaufspreise in den letzten Jahren bedeutend gestiegen, so daß die Züchter sich jetzt zufrieden über den erzielten Gewinn aussprechen. Ueber die Rentabilität werden zwar keine näheren Angaben gemacht, aber es wird erwähnt, daß durch den neuen Erwerbszweig namhafte Summen vom Ausland nach Deutschland fließen. Ein Hindernis für die weitere Ausdehnung der Schneckenzucht liegt aber darin, daß die Eisenbahnverwaltung die Versendung der Schnecken zum Frachtsatz noch nicht zulaßt. Der Eilgutsatz verteuert aber die Ware beträchtlich und erschwert dadurch den Absatz, während die Beförderung als Frachtgut zur Folge hat, daß die meisten Tiere verendet am Bestimmungsort ankommen. Die Wünsche der deutschen Schneckenzüchter gehen deshalb dahin, daß die Eisenbahnverwaltung ihnen die Schnecken möglichst rasch und billig befördere. Einen Ausfall an Einnahmen hätten die Bahnverwaltungen nicht zu befürchten, da nach Einführung einer Frachtermäßigung nicht nur der Handel, sondern auch die Zucht von Schnecken bestimmt einen wesentlich größeren Umfang annehmen würden.

Die Wahrsagekunst,

die in Berlin üppig blüht, wird jetzt auf ein anderes Gebiet ausgedehnt. Die Herren Vorsteher erhalten nämlich, so erzählt der Vorwärts, von einer unter dem Namen Madame Francine arbeitenden Kartenlegerin aus der Hamburgerstraße eine hektographierte Geschäftsanzeige folgenden Inhalts zugesandt: „Mein Herr, erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich mich längerem Aufenthalt in Paris und London hier als Chiromantin niedergelassen habe. Wenn Sie, mein Herr, aus der Kartenlegekunst über geschäftliche Angelegenheiten etwas erfahren wollen, bitte ich um Ihren Besuch. Ich habe in den oben genannten Städten durch meine prophetischen — ohne jeden schwindelhaften Hokuspokus, sondern lediglich aus den Karten entnommenen Weissagungen das größte Aufsehen erregt, und wurde ich von den hervorragendsten Finanzpersönlichkeiten vielfach konsultiert. Ebendem selbst der besten Berliner Gesellschaft angehörend, muß ich während meiner Sprechzeit masthirt sein um etwa eventuellen Erkennung vorzubeugen. In der Erwartung, Sie baldigst begrüßen zu können, zeichnet hochachtend Madame Francine, 11 bis 12, 4 bis 7."

Auf feine Unterscheidungen im Offizierkorps

macht eine Zuschrift der Schles. Ztg. aus Berlin aufmerksam. Unter den soeben veröffentlichten Beförderungen im preußischen Offizierkorps werden zwei beim Train, „der ich bisher wohl nicht mit Unrecht vielfach zurückgesetzt fühlte," Befriedigung erregen. Die Majore von Brancoui (Kommandeur des Garde-Trainbataillons) und Radau (10. Bat.) sind zu Oberstleutnants befördert worden. Bisher wurden die zur Beförderung zum Oberstleutnant heranziehenden Majors des Trains nur als Oberstleutnants charakterisiert, und damit war die militärische Laufbahn für sie beendet mit Ausnahme der wenigen, die eine Truppendirektion erhielten und dabei — nachdem sie bis fünf Jahre lang nur charakterisiert gewesen waren — endlich ein Patent als Oberstleutnant erhielten. Diese Praxis scheint man nun aufgegeben zu haben, und den Train in dieser Hinsicht den anderen Waffen gleichstellen zu wollen, bei denen (z. B. bei Jägern und Pionieren) die Kommandeure der Bataillone teilweise auch Oberstleutnants mit Patent, ja bei den Jägern sogar zeitweise Obersten waren bezw. sind.

Ein Siebenbürgener als Berliner Oberlehrer.

Am Freitag hat der Magistrat den Professor Koredi, der früher an dem deutsch-protestantischen Gymnasium zu Kronstadt angestellt und auch ungarischer Reichstagsabgeordneter war, zum Oberlehrer am königlichen Realgymnasium gewählt. Koredi hatte Siebenbürgen verlassen müssen, weil er gegen die Magyarisierung Siebenbürgens öffentlich aufgetreten war, ohne jedoch den Boden der Verfassung dabei zu verlassen. Er war dann zu einem Jahr Gefängnis und zu 2000 Kronen Geldstrafe verurteilt worden, die er aber nicht vertilgt hat.

Die belgischen Seebäder

werden von Westdeutschland aus fleißig besucht, weshalb dort auch größeres Interesse für die Saison-Besuchsziffern obwaltet. Die jetzt abgeschlossene Sommersaison brachte Blankenberghe 27 750 Gäste; Heyst 17 121, Middelkerke 9920, Knocke 6217, Nieuport 3587, Westende 2930, La Panne 1180, Wenduine 1172. Die Zahlen von Ostende [illegible]